



1925-10-04

Hausgehilfinnenversammlung in Chicago

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251004&seite=32&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Hausgehilfinnenversammlung in Chicago" (1925). *Essays*. 132.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/132

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Hausgehilfinnenversammlung in Chicago.

Von **Ann Tizia Leitich**.

Der Donnerstag ist für die vielen Haushalte im großen Amerika ein schwarzer Tag: noch schwärzer als die übrigen sorgenbeschwerten Tage der Hausfrau. Flüchtiger als sonst huscht das Staubtuch morgens über die Kommoden, die Bibliothek bleibt überhaupt verschont und der Lunch wird mit einer Hast und einer Gedankenlosigkeit serviert, die wohl dazu angetan wäre, die Mistreß in Verzweiflung zu versetzen, würde sie der Tatsache nicht mit all der Kühle gegenüberstehen, wie sie eine Frau aufbringt, die weiß, daß sie vor ihrem Mann noch sechs Stunden sicher ist und die vor allem mit sich noch nicht ins reine darüber gekommen ist, ob sie heute nachmittag zur Sitzung der Frauenliga zur „Bekämpfung des Rauchens der Ehemänner in Wohnzimmern“ im Ford-Coupé oder in ihrem grünen Buick fahren soll. Nachmittags schrillt des Telephon und läutet die Hausglocke, ohne daß die rote Bridget oder die blonde Mary oder die schwarze Carmen, niemand hat derart anspruchsvolle und blühende Namen wie die Negermädchen, danach läuft und artig berichtet, und abends stauen sich die Teller und Schüsseln noch höher als sonst im weißgekachelten Küchenausguß. Denn der Donnerstag ist der Ausgangstag der Dienstmädchen in Amerika – *that is the maid's day off*. Donnerstag wandeln sich die Sklavinnen der Küche, der Bügelkammer, des Servierbrettes in lächelnde Ladies mit Seidenstrümpfen, mit Imitationspelzmänteln und *Crepe de Chine*-Kleidern, und wenn man abends ins Restaurant geht, um sich das Kochen zu sparen, wundert man sich keineswegs, Bridget oder Mary am Nebentisch zu begegnen. Vor Carmen allerdings ist man sicher, denn Carmen ist auf die schwarzen Restaurants angewiesen.

„Als Sie mir schrieben, sie hätten nur Donnerstags Zeit, sich vorzustellen, dachte ich nur gleich, sie seien – eh – im Hause tätig“, sagte Mr. Dalrymple Glencoster zur Baroness Gemma. Er war ein Gentleman und wollte der jungen Dame, die ihm trotz ihres unmodernen Kleides imponierte, das beleidigende Wort „Hausgehilfin“ ersparen. Obwohl sie kein Hehl daraus machte, daß sie seit den vierzehn Tagen ihres Aufenthaltes im goldenen Land *U. S. A.* nichts anders getan hatte als – schlecht und recht – Lunch und Dinner kochen, Badezimmer aufwaschen und außerdem Porzellan zerschlagen und sich die Hände verbrennen. Weil sie dieser Beschäftigungen, die sie mit dem Mut einer mittellosen Europäerin ergriffen hatte, die naiv an die sieghafte Ueberlegenheit ihrer Bildung glaubt, begreiflicherweise seit dreizehn Tagen müde war, hatte sie in der „Chicago Tribune“ annonciert, daß eine sprachkundige und höchst kultivierte junge Dame Uebersetzungsarbeiten suche, worauf ihre Bekanntschaft mit Mr. Dalrymple Glencoster zurückzuführen war. Aus gewissen Gründen aber hatte Gemma Mr. Glencosters Angebot nicht annehmen können und so war sie vorläufig wieder in ihre Küche zu drei Dutzend ungewaschenen Tellern und sechs Pfannen im gleichen Zustand zurückgekehrt.

Am nächsten Donnerstag aber begab sich Gemma in die „Church“. Die Church ist in Amerika ein Ort, wo man keineswegs nur Zwiesprache mit Gott hält, sondern auch alle möglichen anderen Dinge erledigt, die zur Ehre Gottes dienen, oder auch nicht. So war zum Beispiel heute Donnerstag in den weltläufigen und ziemlich kahlen Gesellschaftsräumen der Church eine Zusammenkunft der zwanzig unlängst aus Oesterreich eingewanderten Dienstmädchen unter der Aussicht der jungen Mrs. Snyder, die immer in pfauenblauen Seidenkleidern einhergeht, schöne, große, samtene Augen hat und es übernommen hatte, die Mädchen in Englisch zu unterrichten, um dabei zu vergessen, daß sie nach drei Jahren Ehe immer noch kein Baby besitzt. Nach der englischen Stunde bekamen die Mädchen

reichlich Kaffee und Kuchen und es war auffallend, wie beides ihre Zungen weit mehr löste als Mrs. Snydeckers ernste Bemühungen um ihr Englisch.

Es war eine buntscheckige Gesellschaft, aus der Konkursmasse eines bankrotten Staates ausgewürfelt und dem reichen Amerika in die Arme geworfen. Wenn es nach der kleinen rothändigen Milli ginge, könnte Europa sich freuen, daß Amerika sich halb stolz, halb vorsichtig abseits stellt in der Vereinigung der Völker:

„Dös Land kann mir g'stohlen werden. Stockfisch mit Bohnen hammer zum Lunch g'habt und zum Frühstück hätt' i sollen Hafer essen. Haferpapperl! Habt's scho so was g'hört?“

Sie hatte die runden Ellbogen auf den Tisch aufgestützt und bog sich lachend zurück, so daß das neue amerikanische Seidenkleid, das sie neulich um 12 Dollar, ihren ersten Wochenlohn, gekauft hatte, sich straff über die junge Brust spannte. Sie brauchte nicht zu fürchten, von Mrs. Snydecker verstanden zu werden, denn Mrs. Snydeckers Kenntnis der deutschen Sprache war ein wenig unvollständig.

„Ja,“ sagte Mary Steinlechner, welche die Autorität, die ihr ein Handelschulkurs und die Provenienz aus einer „besseren Familie“ gab, gern in gouvernantenhafter Belehrungen zum Ausdruck brachte, „ja, vergessen Sie aber nicht, daß Sie über den Haferbrei dicken Obers schütten und daß das sehr gesund ist. Wir kochen das am Abend und stellen's in die Kochkiste, morgen ist's dann fix und fertig bis auf den Obers. Ueberhaupt das amerikanische Frühstück lass' ich mir gefallen. Wir haben immer drei Gänge zum Frühstück. Entweder *grape-fruit*, Bratwürstchen mit Pfannkuchen, Kaffee mit Toast oder gesleißte (geschabte) Bananen mit Obers und gebähstem Reis, Eier mit Speck, Kaffee mit warmen selbstgebackenen Semmeln, Butter natürlich immer.“

Mary hatte sich schon das humpelnde Kauderwelschdeutsch angewöhnt, das englische Zeitwörter in deutschen Konjugationsformen verrenkt. Sie sagte „geslicte Bananen“ von „*to slice*“, das heißt schaben.

„Was habt's denn nac[h]her für Lunch?“ interessierte sich Milli. Auch Milli sagte schon amerikanisch „*for lunch*“ statt „zum Lunch.“

„Well,“ sagte Mary, „ich kann mir kochen, was ich will. Die Mistreß ißt kein Lunch, sie nimmt ein Schwitzbad, das tut ihr besser, sagte sie. Mir is recht. Der Mister kommt erst zum Dinner. Beim Dinner mach' ich eine Menge Geschirr schmutzig, das imponiert der Lady. Je mehr Geschirr, desto nobler.“

„Ui,“ fiel Milli ein, „überhaupt das Servieren, die reinste Affenkomödi. Müaßt's ös a jed'n Teller extra abräumen? I kumm mir vor wia a Narr. Dös Servieren is a Hochschulstudium. Beim Lunch, wann der Herr net da is, nur die Kinder, steht nix wia Silber und G'schirr am Tisch. Und wofür, frag' i? Ob's ös glaubt's oder net, heut' mittag hab' i auftrag'n: an gebratenen Apfel vom gestrigen Frühstück, an Löffel Pudding, der scho in drei Heferln war, an Erdäpfel und zwa Schnitten Cornbeef in einer Sauce. Aber meine Leut' san von Boston und die Leut' von Boston san alle so geizig, sagt der Fleischhauer. Der is a Deutscher, a fescher Kerl. Nächstens nimmt er mi ins Kino mit, hat er g'sagt.“

Milli mit den blonden Haaren und der feschen Gestalt war in der glücklichen Lage, über dem flotten Fleischhauer die New-England-Sparsamkeit ihrer in dem eleganten Cottageviertel hochgeachteten Lady zu vergessen. Sie ahnte nicht, daß diese Lady, die aussah wie eine Erzherzogin, schlaflose Nächte verbrachte im Nachdenken darüber, wie sie Milli, deren Arbeitskraft sie nicht

unterschätzte und deren hübsches Aussehen sie zu Stubenmädchenarbeiten qualifizierte, mit der sie aber nur mit einer durch ein paar Worte unterstützten Zeichensprache verkehren konnte, aus dem Zustand der Barbarei, in dem sie sich offenbar befand, zu einem zivilisierten Dienstmädchen amerikanischen könne. Würde sie je verstehen, daß man auch zur Arbeit in der Küche keine vertretenen Schuhe und verschmutzte Blusen anziehe? Wie hatte sie sich darüber verwundert, daß man sich die Betten selbst machte und niemand von ihr erwartete, daß sie die Schuhe putze, die sich die Damen selbst im Badezimmer reinigen, während die Herren das beim Schuhputzer auf der Straße besorgen lassen, bevor sie ins Bureau gehen.

Das Gegenstück zu Millis entzaubertem Amerika war Rosa Blehodas Glück in Amerika. Für Rosa gab es keinen feschen Fleischhauer, keine Seidenstrümpfe und Crepe de Chine-Kleider. Aber für die Rosa, die mit ihren großen Füßen und großen Händen gewaltige Arbeitslasten zu bewältigen gewohnt war, wurde das achtzimmerige Appartement (Wohnung) der Mrs. Worth ein Märchenland, in dem sich zurechtzufinden allerdings erst nicht leicht war. Wozu war sie überhaupt da, wenn man sich nicht mehr bücken, nicht mehr reiben, nicht stundenlang mit dem heißen Eisen bügeln mußte? Der Waschtrog, kein liebliches Wort auch für Rosa, hat alle Schrecken verloren, wenn man nichts zu tun hat als die Wäsche in ein appetitlich aussehendes Gerät mit einer großen Glasglocke zu werfen, Seifenpulver darauf zu schütten und auf einen Knopf zu drücken, worauf die Wäsche in der Glasglocke im gewärmten Wasser lustig herumtanzen beginnt. Man drückt und wechselt Wasser, vielmehr es wechselt sich selbst, man drückt und wechselt wieder. Da ist noch ein anderer von diesen geheimnisvollen Knöpfen, da springt die Wäsche, hopp, unter das Drahtgestell am Dach, wo sie durch die rotierende Bewegung der Fächer im Luftzug getrocknet wird. Wie Schreckgespenster einer vorsintflutlichen Zeit versinken Waschtrog und Rumpel, Windmaschine und Dallyeisen. Im Keller stehen zwei große, schräg gegeneinander gestellte Bügelbretter, da legt man die Wäsche darauf, dann wieder ein Druck auf den wunderbaren Knopf, und die Bügelbretter beginnen sich wie Mühlsteine zu drehen, die darauf gelegte Wäsche gehorsam und fleißig zwischen ihren Flächen ausglättend. Schnell muß man sein, um ihnen so geschwind zu folgen, wie sie sind: da ein Eckchen glatt streichend, dort eine Falte zurechtrückend. Unten fällt es geplättet in den Wäschekorb, ein Stück nach dem andern, als regnete es Wäsche. In einer Stunde bügelt man alles, wozu man sonst einen Nachmittag gebraucht.

Und der *Dumbwaiter*, der stumme Diener! Ordentlich geheimnisvoll ist er, fast gruselig. Ein Türchen in der Wand der Küche, dahinter ein kleiner Materialaufzug. Morgens steht dort die Milch, das Obers, das Brot. Der *Dumbwaiter* befördert auch die Abfälle. Wohin kommen die? Der *Janitor* (Hausmeister) hat es der Rosa gezeigt: die wandern in den I[n]cinerator, den Verbrenner. Der *Janitor* zeigte ihr auch den mit kleinen Kohlen gefüllten eisernen Ofen, der Tag und Nacht glüht und Tag und Nacht heißes Wasser durch die Rohre schickt, die Badezimmer und Küchen beliefern. Und er zeigt ihr auch den großen Ofen, den er im Winter heizen muß, der die Radiatoren im Hause mit Wärme versorgt und der nie ausgeht. Als sie um sechs Uhr früh am ersten Tag in ihrer Mansarde aufwachte, erschrak sie über die wohlige Wärme im Zimmer. Es war wie Zauber. Es war warm geworden, während sie bequem im Bette lag.

Selbst Milli gab zu, daß Zentralheizung, rinnendes warmes Wasser und Gaskochöfen „nicht ohne“ seien. Aber das sei auch nur ein Schwindel, sei nur Sand, den man in die Augen gestreut bekomme, um blind zu werden im Angesicht der Tatsache, daß man in Häusern mit zehn, zwölf Zimmern, in Wohnungen mit acht Zimmern nur als einziges Mädchen verwendet werde. Auch konnte man ihr nicht abstreiten, daß die amerikanischen Hausfrauen, waschsüchtig wie das böse Gewissen,

hinter jedem Stäubchen, hinter jedem Fleckchen her sind. Alles, Haus, Bade-, Vor-, Speise-, Wohn-, Schlafzimmer, Küche und Keller muß spiegeln und glänzen wie auf einer permanenten Ausstellung. Die amerikanische Hausfrau, von der sie so viel sympathisch Schlechtes daheim gehört hatte, enttäuschte die arme Milli gründlich. Desto freudiger aber höhnte sie über die immer ungeflickten Löcher und Risse in der Wäsche der Amerikanerin.

„Immerhin,“ sagte Mary, die zwei von sechs Nachmittagen auf der lavendelblauen Chaiselongue der Mistreß lesend verbracht hatte und daher gegen Amerika milde gestimmt war, „immerhin hat man den Putzmann, der einmal in der Woche die Teppiche gründlich macht und die Veranda wäscht; und Zimmerputzen gibts auch nicht, denn was einmal mit Schellack eingelassen ist glänzt ewig und die Leute fahren so viel im Auto, daß es so schmutzige Füße wie in Europa gar nicht gibt. Und ist das vielleicht nicht eine Patentidee, zwischen Küche und Speisezimmer eine Pantry, einen kleinen Raum, einzubauen, in dem das Geschirr steht und ein Wasserbecken, und Küche und Pantry und Speisezimmer nur verbunden mit leichten Schwingetüren?“

Nein, gegen die Küche sagte ja kein Mensch etwas, so viel Schritte erspart, so viel Bücken, so viel Zeit; der Ausguß in Verbindung mit dem rinnenden Wasser. Und die in die Wände eingebauten Kästen in den Zimmern! Kein Abstauben, kein Umstellen, kein Inwegstehen.

„Das is *allright*,“ sagte Milli, „das paßt mir ja, daß in die Zimmer viel weniger Gschnas steht als bei uns, aber mir macht ma nix vor. Denn dafür hab’n mer *drei* Badezimmer. A so a Stadt besteht zur Halbscheid aus Badezimmern und alle weiß von oben bis unten. Die Arbeit, i bedank mich. Das Aergste aber san die *fire-place*“.

„Feierpleß?“ fragte beunruhigt Rosa Blehoda.

„Ja, Feierpleß“, repartierte Milli und versuchte in der Wichtigkeit der Darlegung ein Doppelkinn zu rollen, „Kamin, wenn’s das besser verstengan. Mir hab’n drei. Schen ausschaugn tuats, wann die Scheiter drinn brennan, aber die Wirtschaft nac[h]her!“

Alle diese Schmerzen Millis waren aber gering im Vergleich mit einem großen: es gab nämlich fast kein Einkaufengehen. Einkaufen ist ein prosaisches Wort und ein ebenso prosaischer Vorgang, unter dessen Fuchtel viele Tausende von europäischen Hausfrauen stöhnen. Für Milli aber bedeutete der Gang zu Bäcker, zu Greisler, zu Gemüsehändler und Fleischhauer ebensoviele Ständchen, an denen sich das Leben nach der Enge der vier häuslichen Wände erweitert, winkend, lockend, Ausblicke gewährend. Da war für Milli der Anfang des Regenbogens, an dessen Ende die Romantik der einfachen Herzen liegt, in der Liebe und Karussellfahrten nicht weit voneinander getrennt sind. In Amerika geht man nicht einkaufen. Man telephoniert seinem Händler, dem „*grocer*“, der alles führt, was man will, und der liefert es ins Haus. Aufschlag ist keiner, denn die Zustellung, ein paar Cent, ist schon im Preis inbegriffen, ob es geschickt wird oder nicht. Jeden Morgen, wenn Millis Mistreß zum Telephohn ging und den Grocer aufrief, stand sie wütend hinter ihr und schnitt ihr die ärgsten Grimassen.

Josa erhob sich als erste: „Also, meine Damen, ich empfehl mich. Ich geh jetzt zu meiner Maniküre“, und leiser, mit einem säurlichen Blick auf Gemma, die sich die ganze Zeit Mrs. Snyderer gewidmet hatte. „Der haben’s g’wiß an feinen Platz verschafft, die grobe Arbeit kann nur unsereiner machen.“

Hätte die neidige Josa in die Zukunft sehen können . . .

Nach drei Jahren hatte sie, die einen anstrengenden, aber ausgezeichnet bezahlten Posten als persönliche Maid einer kapriziösen Dame hatte, ein paar Tausend Dollar in der Sparkasse. Milli war zwar mit ihrem Fleischhauer ins Kino gegangen, lenkte aber jetzt als die Gattin eines ehrsamem Bäckermeisters ihr eigenes Auto. Rosa Blehoda war noch immer so glücklich wie am ersten Tag. Nur Gemma hatte weder Glück noch Geld. Sie war längst aus dem sicheren Hafen der Dienstbotenexistenz auf das unsichere Meer der intellektuellen Berufe hinausgesegelt und hatte eben in einem stellenlosen Monat ihre gesamten Ersparnisse aufgezehrt.

Hausgehilfinnenversammlung in Chicago.

Von Ann Tizia Veitlich.

Der Donnerstag ist für die vielen Haushalte im großen Amerika ein schwarzer Tag: noch schwarzer als die übrigen sorgenbeschwerten Tage der Hausfrau. Flüchtiger als sonst huscht das Staubtuch morgens über die Kommoden, die Bibliothek bleibt überhaupt verschont und der Lunch wird mit einer Hast und einer Gedankenlosigkeit serviert, die wohl dazu angetan wäre, die Mistreß in Verzweiflung zu versetzen, würde sie der Tatsache nicht mit all der Kühle gegenüberstehen, wie sie eine Frau aufbringt, die weiß, daß sie vor ihrem Mann noch sechs Stunden sicher ist und die vor allem mit sich noch nicht ins reine darüber gekommen ist, ob sie heute nachmittag zur Sitzung der Frauenliga zur „Bekämpfung des Rauchens der Ehemänner in Wohnzimmer“ im Ford-Coupe oder in ihrem grünen Buick fahren soll. Nachmittags schrillt das Telephon und läutet die Hausglocke, ohne daß die rote Bridget oder die blonde Mary oder die schwarze Carmen, niemand hat derart anspruchsvolle und blühende Namen wie die Regermädchen, danach läuft und artig berichtet, und abends stauen sich die Teller und Schüsseln noch höher als sonst im weißgekachelten Küchenausguß. Denn der Donnerstag ist der Ausgangstag der Dienstmädchen in Amerika — that is the maid's day off. Donnerstag wandeln sich die Sklavinnen der Küche, der Flügelskammer, des Servierbrettes in lächelnde Ladies mit Seidenstrümpfen, mit Imitationspelzmänteln und Crepe de Chine-Kleidern, und wenn man abends ins Restaurant geht, um sich das Kochen zu sparen, wundert man sich keineswegs, Bridget oder Mary am Nebentisch zu begegnen. Vor Carmen allerdings ist man sicher, denn Carmen ist auf die schwarzen Restaurants angewiesen.

„Als Sie mir schrieben, sie hätten nur Donnerstags
Zeit, sich vorzustellen, dachte ich mir gleich, sie seien — eh
— im Hause tätig“, sagte Mr. Dalrymple Glencoster zur
Baroness Gemma. Er war ein Gentleman und wollte der
jungen Dame, die ihm trotz ihres unmodernen Kleides
imponierte, das beleidigende Wort „Hausgehilfin“ ersparen.
Obwohl sie kein Gehr daraus machte, daß sie seit den vier-
zehn Tagen ihres Aufenthaltes im goldenen Land U. S. A.
nichts anderes getan hatte als — schlecht und recht — Lunch
und Dinner kochen, Badezimmer aufwaschen und außerdem
Porzellan zerschlagen und sich die Hände verbrennen. Weil
sie dieser Beschäftigungen, die sie mit dem Mut einer mittel-
losen Europäerin ergriffen hatte, die naiv an die sieghafte
Ueberlegenheit ihrer Bildung glaubt, begreiflicherweise seit
dreizehn Tagen müde war, hatte sie in der „Chicago
Tribune“ annonciert, daß eine sprachkundige und höchst
kultivierte junge Dame Uebersetzungsarbeiten suche, worauf
ihre Bekanntschaft mit Mr. Dalrymple Glencoster zurück-
zuführen war. Aus gewissen Gründen aber hatte Gemma
Mr. Glencosters Angebot nicht annehmen können und so

war sie vorläufig wieder in ihre Küche zu drei Duzend ungewaschenen Tellern und sechs Pfannen im gleichen Zustand zurückgekehrt.

Am nächsten Donnerstag aber begab sich Gemma in die „Church“. Die Church ist in Amerika ein Ort, wo man keineswegs nur Zwiesprache mit Gott hält, sondern auch alle möglichen anderen Dinge erledigt, die zur Ehre Gottes dienen, oder auch nicht. So war zum Beispiel heute Donnerstag in den weitläufigen und ziemlich kahlen Gesellschaftsräumen der Church eine Zusammenkunft der zwanzig unlängst aus Oesterreich eingewanderten Dienstmädchen unter der Aufsicht der jungen Mrs. Snydecker, die immer in pfauenblauen Seidenkleidern einhergeht, schöne, große, samtene Augen hat und es übernommen hatte, die Mädchen in Englisch zu unterrichten, um dabei zu vergessen, daß sie nach drei Jahren Ehe immer noch kein Baby besitzt. Nach der englischen Stunde bekamen die Mädchen reichlich Kaffee und Kuchen und es war auffallend, wie beides ihre Zungen weit mehr löste als Mrs. Snydeckers ernste Bemühungen um ihr Englisch.

Es war eine buntscheckige Gesellschaft, aus der Konkursmasse eines bankerotten Staates ausgewürfelt und dem reichen Amerika in die Arme geworfen. Wenn es nach der kleinen rothändigen Willi ginge, könnte Europa sich freuen, daß Amerika sich halb stolz, halb vorsichtig abseits stellt in der Vereinigung der Völker:

„Dös Land kann mir g'stohlen werden. Stockfisch mit Bohnen hammer zum Lunch g'habt und zum Frühstück hätt' i sollen Hafer essen. Haferpapperl! Habt's scho so was g'hört?“

Sie hatte die runden Ellbogen auf den Tisch aufgestellt und bog sich lachend zurück, so daß das neue amerikanische Seidenkleid, das sie neulich um 12 Dollar, ihren ersten Wochenlohn, gekauft hatte, sich straff über die junge Brust spannte. Sie brauchte nicht zu fürchten, von Mrs. Snydecker verstanden zu werden, denn Mrs. Snydeckers Kenntniz der deutschen Sprache war ein wenig unvollständig.

„Ja,“ sagte Mary Steinlechner, welche die Autorität, die ihr ein Handelsschulkurs und die Provenienz aus einer „besseren Familie“ gab, gern in gouvernantenhafter Belehrungen zum Ausdruck brachte, „ja, vergessen Sie aber nicht, daß Sie über den Haferbrei dicken Obers schütten und daß das sehr gesund ist. Wir kochen das am Abend und stellen's in die Kochkiste, morgen ist's dann fix und fertig bis auf den Obers. Ueberhaupt das amerikaniſche Frühstück laß' ich mir gefallen. Wir haben immer drei Gänge zum Frühstück. Entweder grape-fruit, Bratwürstchen mit Pfannkuchen, Kaffee mit Toast oder geseifte (geschabte) Bananen mit Obers und gebähtem Reis, Eier mit Speck, Kaffee mit warmen selbstgebackenen Semmeln, Butter natürlich immer.“

Mary hatte sich schon das humpelnde Kauderwelschdeutsch angewöhnt, das englische Zeitwörter in deutschen Konjugationsformen verrenkt. Sie sagte „geseifte Bananen“ von „to slice“, das heißt schaben.

„Was habt's denn nachher für Lunch?“ interessierte sich Milli. Auch Milli sagte schon amerikaniſch „for lunch“ statt „zum Lunch.“

„Well.“ sagte Mary, „ich kann mir kochen, was ich will. Die Mistreß ist kein Lunch, sie nimmt ein Schwitzbad, das tut ihr besser, sagte sie. Mir is recht. Der Mister kommt erst zum Dinner. Beim Dinner mach' ich eine Menge Geschirr schmutzig, das imponiert der Lady. Je mehr Geschirr, desto nobler.“

„Ai,“ fiel Milli ein, „überhaupt das Servieren, die reinste Affenkomödi. Müast's ös a jed'n Teller extra abräumen? I kumm mir vor wie a Narr. Dös Servieren is a Hochschulstudium. Beim Lunch, wann der Herr net da is, nur die Kinder, steht nix wie Silber und G'schirr am Tisch. Und wosür, frag' i? Ob's ös glaubt's oder net, heut' mittag hab' i auftrag'n: an gebratenen Apfel vom gestrigen Frühstück, an Löffel Pudding, der scho in drei Geserln war, an Erdäpfel und zwa Schnitten Cornbeef in einer Sauce. Aber meine Leut' san von Boston und die Leut' von Boston san alle so geizig, sagt der Fleischhauer. Der is a Deutscher, a fescher Kerl. Nächstens nimmt er mi ins Kino mit, hat er g'sagt.“

Milli mit den blonden Haaren und der feschen Gestalt war in der glücklichen Lage, über dem flotten Fleischhauer die New-England-Sparsamkeit ihrer in dem eleganten Cottageviertel hochgeachteten Lady zu vergessen. Sie ahnte nicht, daß diese Lady, die aussah wie eine Erzherzogin, schlaflose Nächte verbrachte im Nachdenken darüber, wie sie Milli, deren Arbeitskraft sie nicht unterschätzte und deren hübsches Aussehen sie zu Stubenmädchenarbeiten qualifizierte, mit der sie aber nur mit einer durch ein paar Worte unterstützten Zeichensprache verkehren konnte, aus dem Zustand der Barbarei, in dem sie sich offenbar befand, zu einem zivilisierten Dienstmädchen amerikanisieren könne. Würde sie je verstehen, daß man auch zur Arbeit in der Küche keine vertretenen Schuhe und verschmutzte Blusen anziehe? Wie hatte sie sich darüber verwundert, daß man sich die Betten selbst machte und niemand von ihr erwartete, daß sie die Schuhe putze, die sich die Damen selbst im Badezimmer reinigen, während die Herren das beim Schuhputzer auf der Straße besorgen lassen, bevor sie ins Bureau gehen.

Das Gegenstück zu Willis entzaubertem Amerika war Rosa Blehoda's Glück in Amerika. Für Rosa gab es keinen fetten Fleischerhauer, keine Seidenstrümpfe und Crepe de Chine-Kleider. Aber für die Rosa, die mit ihren großen Füßen und großen Händen gewaltige Arbeitslasten zu bewältigen gewohnt war, wurde das achtzimmerige Appartement (Wohnung) der Mrs. Worth ein Märchenland, in dem sich zurechtzufinden allerdings erst nicht leicht war. Wozu war sie überhaupt da, wenn man sich nicht mehr bücken, nicht mehr reiben, nicht stundenlang mit dem heißen Eisen bügeln mußte? Der Waschttag, kein liebliches Wort auch für Rosa, hat alle Schrecken verloren, wenn man nichts zu tun hat als die Wäsche in ein appetitlich aussehendes Gerät mit einer großen Glasglocke zu werfen, Seifenpulver darauf zu schütten und auf einen Knopf zu drücken, worauf die Wäsche in der Glasglocke im gewärmten Wasser lustig herumzutangen beginnt. Man drückt und wechselt Wasser, vielmehr es wechselt sich selbst, man drückt und wechselt wieder. Da ist noch ein anderer von diesen geheimnisvollen Knöpfen, da springt die

Wäsche, hopp, unter das Drahtgestell am Dach, wo sie durch die rotierende Bewegung der Fächer im Luftzug getrocknet wird. Wie Schreckgeipenister einer vorsintfluthlichen Zeit versinken Waschtrog und Kumpel, Windmaschine und Dallyeisen. Im Keller stehen zwei große, schräg gegeneinandergestellte Bügelbretter, da legt man die Wäsche darauf, dann wieder ein Druck auf den wunderbaren Knopf, und die Bügelbretter beginnen sich wie Mühlsteine zu drehen, die darauf gelegte Wäsche gehorsam und fleißig zwischen ihren Flächen ausglättend. Schnell muß man sein, um ihnen so geschwind zu folgen, wie sie sind: da ein Eckchen glatt streichend, dort eine Falte zurechtrückend. Unten fällt es geplättet in den Wäschekorb, ein Stück nach dem andern, als regnete es Wäsche. In einer Stunde bügelt man alles, wozu man sonst einen Nachmittag gebraucht.

Und der Dumbwaiter, der stumme Diener! Ordentlich geheimnisvoll ist er, fast gruselig. Ein Türchen in der Wand der Küche, dahinter ein kleiner Materialaufzug. Morgens steht dort die Milch, das Obers, das Brot. Der Dumbwaiter befördert auch die Abfälle. Wohin kommen die? Der Sanitor (Hausmeister) hat es der Rosa gezeigt: die wandern in den Incinerator, den Verbrenner. Der Sanitor zeigte ihr auch den mit kleinen Kohlen gefüllten eisernen Ofen, der Tag und Nacht glüht und Tag und Nacht heißes Wasser durch die Rohre schießt, die Badezimmer und Küchen beliefern. Und er zeigt ihr auch den großen Ofen, den er im Winter heizen muß, der die Radiatoren im Hause mit Wärme versorgt und der nie ausgeht. Als sie um sechs Uhr früh am ersten Tag in ihrer Mansarde aufwachte, erschrak sie über die wohlige Wärme im Zimmer. Es war wie Zauber. Es war warm geworden, während sie bequem im Bette lag.

Selbst Milli gab zu, daß Zentralheizung, rinnendes warmes Wasser und Gaskochöfen „nicht ohne“ seien. Aber das sei auch nur ein Schwindel, sei nur Sand, den man in die Augen gestreut bekomme, um blind zu werden im Angesicht der Tatsache, daß man in Häusern mit zehn, zwölf Zimmern, in Wohnungen mit acht Zimmern nur als einziges Mädchen verwendet werde. Auch konnte man ihr nicht abstreiten, daß die amerikanischen Hausfrauen, waschüchtig wie das böse Gewissen, hinter jedem Stäubchen, hinter jedem Fleckchen her sind. Alles, Haus, Hall, Bade-, Vor-, Speise-, Wohn-, Schlafzimmer, Küche und Keller muß spiegeln und glänzen wie auf einer permanenten Ausstellung. Die amerikanische Hausfrau, von der sie so viel sympathisch Schlechtes daheim gehört hatte, enttäuschte die arme Milli gründlich. Desto freudiger aber höhnte sie über die immer ungeflickten Böcher und Risse in der Wäsche der Amerikanerin.

„Immerhin,“ sagte Mary, die zwei von sechs Nachmittagen auf der lavendelblauen Chaiselongue der Mistress lesend verbracht hatte und daher gegen Amerika milde gestimmt war, „immerhin hat man den Putzmann, der einmal in der Woche die Teppiche gründlich macht und die Veranda wäscht; und Zimmerputzen gibts auch nicht, denn was einmal mit Schellack eingelassen ist glänzt ewig und die Leute fahren so viel im Auto, daß es so schmutzige Füße wie in Europa gar nicht gibt. Und ist das vielleicht nicht eine Patentidee, zwischen Küche und Speisezimmer eine Pantry, einen kleinen Raum, ein-

zubauen, in dem das Geschirre steht und ein Wasserbecken, und Küche und Pantry und Speisezimmer nur verbunden mit leichten Schwingetüren?"

Nein, gegen die Küche sagte ja kein Mensch etwas, so viel Schritte erspart, so viel Büchsen, so viel Zeit; der Ausguß in Verbindung mit dem rinnenden Wasser. Und die in die Wände eingebauten Kästen in den Zimmern! Kein Abstauben, kein Umstellen, kein Imwegstehen.

„Das is allright,“ sagte Milli, „das paßt mir ja, daß in die Zimmer viel weniger Schnas steht als bei uns, aber mir macht ma nix vor. Denn dafür hab'n mer drei Badezimmer. A so a Stadt besteht zur Halbtheid aus Badezimmer und alle weiß von oben bis unten. Die Arbeit, i bedank mich. Das Aergste aber jan die fire-place“.

„Feierpleß?“ fragte beunruhigt Rosa Blehoda.

„Ja, Feierpleß“, repartierte Milli und versuchte in der Wichtigkeit der Darlegung ein Doppelkinn zu rollen, „Kamin, wenn's das besser verstengan. Mir hab'n drei. Schen ausschaugn tuats, wann die Scheiter drinn brennan, aber die Wirtschaft nacher!“

Alle diese Schmerzen Millis waren aber gering im Vergleich mit einem großen: es gab nämlich fast kein Einkaufengehen. Einkaufen ist ein profaisches Wort und ein ebenso profaischer Vorgang, unter dessen Fuchtel viele Tausende von europäischen Hausfrauen stöhnen. Für Milli aber bedeutete der Gang zu Bäcker, zu Greisler, zu Gemüsehändler und Fleischhauer ebensoviele Ständchen, an denen sich das Leben nach der Enge der vier häuslichen Wände erweitert, winkend, lockend, Ausblicke gewährend. Da war für Milli der Anfang des Regenbogens, an dessen Ende die Romantik der einfachen Herzen liegt, in der Liebe und Karussellfahren nicht weit voneinander getrennt sind. In Amerika geht man nicht einkaufen. Man telephoniert seinem Händler, dem „grocer“, der alles führt, was man will, und der liefert es ins Haus. Aufschlag ist keiner, denn die Zustellung, ein paar Cent, ist schon im Preis inbegriffen, ob es geschicht wird oder nicht. Jeden Morgen, wenn Millis Mistreß zum Telephon ging und den Grocer aufrief, stand sie wütend hinter ihr und schnitt ihr die ärgsten Grimassen.

Zosa erhob sich als erste: „Also, meine Damen, ich empfehl mich. Ich geh jetzt zu meiner Maniküre“, und leiser, mit einem säuerlichen Blick auf Gemma, die sich die ganze Zeit Mrs. Snydecker gewidmet hatte. „Der haben's g'wiß an seinen Platz verschafft, die grobe Arbeit kann nur unser-einer machen.“

Hätte die neidige Zosa in die Zukunft sehen können... Nach drei Jahren hatte sie, die einen anstrengenden, aber ausgezeichnet bezahlten Posten als persönliche Maid einer kapriziösen Dame hatte, ein paar Tausend Dollar in der Sparkasse. Milli war zwar mit ihrem Fleischhauer ins Kino gegangen, lenkte aber jetzt als die Gattin eines ehr-samen Bäckermeisters ihr eigenes Auto. Rosa Blehoda war noch immer so glücklich wie am ersten Tag. Nur Gemma hatte weder Glück noch Geld. Sie war längst aus dem sicheren Hafen der Dienstbotenexistenz auf das unsichere Meer der intellektuellen Berufe hinausgesegelt und hatte eben in einem stellenlosen Monat ihre gesamten Ersparnisse aufgezehrt.